

Zornigelis Himmelfahrt

Autor(en): **Merz, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571442>

Nutzungsbedingungen

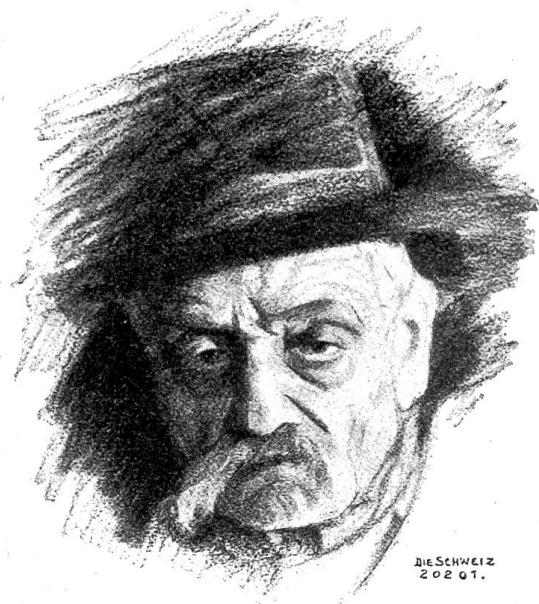
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Arthur Girard, Grenchen. Tessiner Bauer,
Zeichnung.

nen Seiten plätschern da mehrere Bächlein zusammen, die sich vereinigt durch den Brühl ziehen. Die Wiesen gehören mehreren Bauern, und von ihren Vätern hatten sie Brauch und Recht geerbt, das Wasser der Reihenfolge nach je eine Woche lang auf ihr Land zu leiten.

Einmal aber lebte ein kleiner verschmitzter Bauer, der sich oft zur Nachtzeit aufmachte, an den Brettern hantierte und das Wasser auf seine Wiesen leitete, wenn die andern an der Reihe waren. Dafür aber mußte er büßen; denn als er gestorben war, sahen ihn Vorübergehende oft aus

dem Grabe steigen, gegen den Brühl schwanken, seinen Kopf unterm Arm tragend. So mußte er sein Land wässern, bis der Tag graute.

Lenker Gemsjäger.

Ein Lenker Gemsjäger ging einst, vor früheren Zeiten, nach dem Wallisberg auf die Jagd. Den ganzen Tag strich er in den Flügen umher, und am Abend kam er zu einer Hütte, von der sich die Leute erzählten, daß es darin spuke. Doch unerschrocken machte er sich ein Feuer zurecht und schaute in die prasselnde Glut. Da — es mochte Mitternacht sein — hörte er einen Wagen rasseln und gegen die Hütte zurollen und Pferdegetramp. Er horchte auf. Totenstille. Nach einer Weile aber stöhnte eine klägliche Stimme: „Hätt i nume mis Bielteli! Hätt i nume mis Bielteli!“ „So nimm's is Lufels Name!“ schmetterte ihr der Jäger entgegen. Damit sprang er auf, warf den Lodenhut auf den Scheitstoß, schnellte das Gewehr an die Achsel und stand schußbereit. Denn schon war die Türe aufgesprungen, und ein Mann mit geschwungener Axt und glühenden Augen grätschte vor ihm. Die Axt fauste und spaltete den Scheitstoß bis auf den Boden. Ein Schuß. Der Geist war verschwunden. Aber eine gequälte Stimme stöhnte: „Gimmer nume noch ina!“ Der Jäger schaute sich um und blieb still. Von jetzt an war der Spuk in der Hütte gebrochen.

Zornigelis Himmelfahrt.

Skizze von Eduard Merz, Rorschach.

Nachdruck verboten.

Es war einmal ein kleiner Junge. Die Leute sagten, er sei ein Schlingel, und der Lehrer sagte es auch. Der kleine Junge saß in der zweiten Bank. Er faulenzte immer, oder er heftete die Haarbänder der kleinen Ella mit Reißbrettstiften an die Banklehne. Dem Lehrer stahl er Oblaten aus einer Zigarrentafel, und einmal brach er sogar am Harmonium den Knieschweller entzwei. Auf der Straße fluchte er beständig wie ein alter Riesfuhrmann und schrie bei jeder Gelegenheit nach seiner Mutter. Darum sagten die Leute und der Lehrer, der Fredi Hiller sei ein Schlingel. Die andern Buben nannten

ihn nur das „Zornigeli“, weil er mit dem Lineal nach den Mädchen schlug, wenn sie ihn neckten. Und dann kam jedesmal der Lehrer und gab ihm eine Tafe, worüber das Zornigeli weinte. Nachher saß der Lehrer immer mit seinem Stecken auf die vorderste Bank, spitzte das böse Haselholz, biß die Spitze ab und spitzte es dann wieder, damit er es wieder abbeißen konnte.

Dem Zornigeli ging es sehr schlecht in der Schule; denn er wurde immer vom Lehrer geschlagen, obgleich er die besten Aufsätze schreiben und die Geschichte vom Jesusknaben und dem bösen Judas am

schönsten erzählen konnte. Einmal aber weinte Zornigeli wie noch nie. Der Lehrer hatte ihn geschlagen, und er hatte doch nichts Böses getan. Und der Lehrer sagte, er hätte ihm vor der Stunde die Tabakspfeife zerbrochen, die er immer auf dem Fenstersims liegen hatte. Der Friß Seiler hätte ihn gesehen.

Zornigeli hatte den Lehrer groß angeschaut und kein Sterbenswörtlein gesagt. Da langte der Lehrer das böse Holz hervor und gab ihm vier Takzen, vier, und dazu noch ganz vorne auf die Fingerspitzen, wo es am meisten weh tut. Zornigeli biß die Zähne aufeinander, krümmte sich und schnitt verzweifelte Gesicht. Aber er heulte nicht. Er konnte nicht. Er dachte nur daran, wie er den Friß Seiler nach der Schule verhauen wollte, denn der war sein größter Feind. Aber als er wieder an seinen Platz ging, da wurde ihm erst die ganze, große Unge- rechtigkeit des Lehrers klar, und er fing an leise zu schluchzen. Und als der Lehrer hinaus mußte, weil es geklopft hatte, da drehte sich die kleine Ella um und sagte: „Ach du, hör' doch auf zu weinen, Fredi, da hast meinen schönen Apfel!“ Der Fredi nahm den Apfel an, während ihm die Tränen über die Backen kugelten. Er sagte nichts, aber er blickte die Ella so dankbar an, daß sie ganz rot wurde.

Fredi hörte auf zu schluchzen, und mit nassen Augen schaute er in den hellen Sommertag hinein, dessen goldene Lichtflut leuchtend durch das offene Fenster in das Schulzimmer rieselte. Man sah durch dieses Fenster nur ein großes Stück Himmel und sonst gar nichts. Und dieses Stück Himmel war so blau, fast so blau wie das Kleidchen der kleinen Ella.

Und der Fredi schaute, schaute in den blaublauen Himmel.

Und da war auf einmal ein goldenes Tor. Das ging auf, und eine wunderschöne Frau kam heraus. Die hatte goldene Haare bis auf den Boden, und oben auf trug sie einen glänzenden Reif. Die Frau kam auf den Fredi zu und beugte sich zu ihm. Sie schaute ihn an aus zwei Augen, die waren so klar und hell wie zwei Bergseelein, und der arme Bub bettelte: „Du, nimm mich mit, ich möchte so gar gerne einmal in den Himmel, wo



Arthur Girard, Grenchen. Weiblicher Studienkopf, Zeichnung (1916).

die goldigen Blumen stehen.“ Hinter dem goldenen Tor war nämlich der Himmel mit den Wunderblumen; das hatte ihm seine Mutter gesagt.

Und die feine Frau mit den langen, goldenen Haaren küßte ihn und nahm ihn mit in den Himmel.

Sie gingen durch das goldene Tor, und dahinter war eine große Wiese mit vielen, vielen Blumen. Da waren vier Goldengelchen, die spielten Ringelreihen. Und sie schritten über die Wiese. Dann kam ein schwarzer Wald. Da drinnen war das Kuchenhäuschen; es roch eine Stunde weit nach Biberfladen, und der Hänsel und die Gretel kamen grad heraus und knabberten jedes an einem großen Lebkuchen.

Sie schritten schweigend durch den Wald. Dahinter, da war ein tiefes, tiefes Wasser. Das war grün, und goldene Fische schwammen darin. Und wenn man das Wasser lange anschaute, dann wurde es rot und dann violett, und auf einmal sah Fredi tief hinunter bis auf den Grund. Und dort unten schliefen traurige Blumen, und zwischen ihnen lag ein gläserner Schrein. Drinnen aber lag ein wunderliebliches Königskind, und das war tot.

Da wurde der Fredi traurig, und er

streckte die Hände gegen das stille Wasser aus. Da verschwand auf einmal der Zaubersee mit den schlafenden traurigen Blumen und dem Königskind im gläsernen Schrein, und Fredi stand im Garten mit den goldigen Blumen. Die feine Frau mit den goldenen Haaren hielt ihn an der linken Hand, und an der Rechten führte er sein Königskind; das lebte wieder und war die kleine Ella.

Und die goldigen Blumen hatten feine Stimmchen, und sie neigten ihre Köpfe

gegeneinander zu und flüsterten erstaunt: „Du, schau, das ist der Fredi!“, und ein ganz dünnes Silberstimmlin fragte leise darein: „Und das ist doch die kleine Ella, die so lange in dem tiefen Wasser liegen mußte?“

Und da gab die Frau mit den goldenen Haaren dem Fredi wieder einen Kuß, und er saß wieder in der zweiten Bank und schaute immer noch in den blaublauen Himmel hinein ...

† William Wolfensberger.

Mit Bildnis.

Nicht ganz dreißig Jahre alt, ist der Pfarrer von Rheineck (St. Gallen), William Wolfensberger, dahingegangen, ein Opfer jener verhängnisvollen Seuche, die in diesen Tagen so manches Leben in der Blüte fällt. Seelsorger und Poet hatten in diesem feinen Menschen ihre innige Verbindung eingegangen. Der eine empfing vom anderen, und die Trauer seiner Gemeinde, der er nur anderthalb Jahre lang angehören durfte, legte Zeugnis dafür ab, daß man sich dieser besonderen Art seines Wesens dankbar bewußt geworden war.

Unsers Herrgotts Rebberg hat Wolfensberger sein erstes Werkchen genannt, Religiöse Miniaturen sein zweites. In diesen ernststen, schwerblütigen Erzählungen gibt es schon Spuren der

Ueberwindung durch einen heimlichen Humor. Von aufrichtiger Frömmigkeit getragene Strophen fesseln durch ihre starke Empfindung. Eine dritte Sammlung, Lieder aus einer kleinen Stadt, ist soeben herausgekommen. Sie ist reich an Anzeichen für eine Entwicklung zur reinen Stimmungslyrik, zum allgemein gültigen Ausdrucke.

So hinterläßt der Hinschied des jungen Poeten Hoffnungen und Versprechungen. Sie werden sich in der Geisterwelt erfüllen, wo wir uns nach unserer Neigung weiter entwickeln und der Dichter berufen ist, in der Seligkeit wirklicher Freiheit zu wandeln und nach seinem Herzen die Herrlichkeit Gottes und seiner Schöpfung zu künden.

Victor Hardung, St. Gallen.

Neue Schweizer Lyrik.

Unsere erste lyrische Betrachtung des neuen Jahres hat einem allzu früh verstorbenen Schweizer Poeten, dem sympathischen Dichterpfarrer William Wolfensberger von Rheineck und seiner schönste Hoffnungen erweckenden, letzten Gabe „Lieder aus einer kleinen Stadt“*) den verdienten Tribut freudigster und ehrenvollster Anerkennung zu entrichten. Schon in seinem reizvollen Büchlein „Religiöse Miniaturen“ (Heilbronn, Eugen Salzer, 1917) hat sich Pfarrer Wolfensberger mit einer Reihe kleiner Gedichte in Mundart und Schriftsprache als ein überaus feingestimmtes, tief und voll empfindendes Dichtergemüt offenbart, und die uns heute als bestes Vermächtnis des Menschen und Liedkünstlers vorliegende Spende, die un-

*) Mit Buchschmuck von Fritz Wettler. Zürich, Schultheß & Co., 1918.

vermutet seine „letzte Ernte“ bergen sollte, hat diesen Eindruck bestätigt und bestärkt. Umso bedauerlicher ist es, daß diese wohltemperierte, klangvolle Dichterharfe nun für immer verklungen ist!

Wolfensberger singt uns von des Erdenlebens Lust und Leid, wie es mit sanftem Flügel in den stillen, verträumten Gassen seines Rheinstädtchens seinen eigenen Herd gestreift hat, die schlichte, harmonisch abgeklärte Weise des echten Poeten. Was er in seinen einfachen, naturfrohen Liedern schaut und gestaltet, das erweitert sich vom Schicksal der eigenen Seele zum Sinnen und Fühlen der Menschheit. Wundervoll ist es dem poetischen Pfarrherrn von Rheineck gelungen, diese Stimmen des Lebens, die ihn schaffensfreudig erfüllten, zum eigensten, persönlichsten Bekenntnis, zum Liede voll